



Predigt zum dritten Fastensonntag – 27. März 2011

Ich war krank. Und ihr? Wenn eine Begegnung heilsam verwandelt.

*Sozialpredigthilfe Nr. 6 der Reihe „Die sieben Werke der Barmherzigkeit“
Predigtreihe zum Schwerpunktjahr „Um der Menschen willen. Diözese Linz/Sozial“*

Autorin: Dr.ⁱⁿ Anna Seyfried

Evangelium: Joh 4,5-42

PREDIGT

Jemand ist müde und hat Durst: Jesus. In dieser Situation trifft er einen Menschen, dessen Leben offensichtlich entgleist ist. Eine Frau geht in der größten Tageshitze Wasser holen, denn nur um diese Zeit kann sie einigermaßen sicher sein, dass sie niemanden trifft und nicht dem Gespött ihrer Nachbarinnen ausgesetzt ist. Ihr fragwürdiger Lebenswandel macht sie zur Außenseiterin. Doch da am Brunnen begegnet ihr Jesus. Er redet sie an und bittet, ihm Wasser zu geben.

Die Erzählung bei Johannes beginnt mit einem Tabubruch. Die Beziehung zwischen Juden gegenüber den Samaritern war zur Zeit Jesu überaus spannungsgeladen. Die Samariter waren zwar auch Juden, aber ein frommer Jude aus dem jüdischen Kernland wollte lieber nichts mit ihnen zu tun haben, denn sie galten als Irrgläubige, die mit Heiden im gleichen Gebiet lebten und daher manches etwas weniger strenggläubig sahen. Kein Wunder also, dass die fromme Elite in Jerusalem 520 v. Chr. den Vorschlag der Samariter dankend abgelehnt hatte, sich am Wiederaufbau des zerstörten Tempels in Jerusalem finanziell zu beteiligen. In dieser Atmosphäre der gegenseitigen Ablehnung begibt sich Jesus in das Gebiet der Samariter und trifft da eine Frau am Brunnen – und spricht sie an. Eine

Entgleisung! Der Jude bittet eine „Irrgläubige“ um Wasser. „Wie kannst du als Jude mich, eine Samariterin mich um Wasser bitten?“

Die Erzählung der Begegnung Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen berührte immer wieder Menschen. Menschen am Rande der Gesellschaft genauso wie KünstlerInnen, die in Bild oder Musik ein Geschehen voll Intimität und gesellschaftlicher Sprengkraft auszudrücken versuchten. Liegt es daran, dass da ein Mensch durchschaut wird? Daran, dass gesellschaftliche Grenzziehungen übersprungen werden? Oder ist es, weil wir etwas verspüren von einer verändernden Kraft, die in einer Begegnung zwischen zwei Menschen liegen kann?

Aus der brunnentiefen Fülle dieser Erzählung will ich den Blick auf zwei Aspekte richten, die vielleicht nebensächlich erscheinen mögen:

Der Bittende wird zum Gebenden.

Angesprochen und erkannt in dem, was eigenes Leben bewegt, wird Wandlung möglich. Zwei Menschen begegnen einander. Darstellungen dieser Szene zeigen uns zwei Menschen, die sich aufrecht gegenüber stehen. Zwei Menschen, die Herkunft trennt und ein Bedürfnis verbindet: sie brauchen Wasser. Jesus befindet sich an einem Brunnen, aber er - ohne Schöpfgerät - kann seinen Durst nicht löschen. Und da ist die Frau. Sie hat mit, was es braucht, um aus dem Brunnen zu schöpfen, um Wasser zu bekommen. So bittet Jesus die Frau, ihm Wasser zu geben. Weil Jesus ihre Hilfe braucht, beginnt ein Gespräch und eine Begegnung nimmt ihren Anfang.

Das Gespräch zwischen der Samariterin und dem Juden nimmt eine Wende. Die, die den Durst des anderen löschen kann, begegnet ihrem eigenen: dem Durst nach einem geglückten Leben – nach all dem Missglückten. Die Frau wird angesprochen und erfährt sich dabei wahrgenommen - jenseits vorhandener religiös-gesellschaftlicher Grenzziehungen. In dem, der sie um etwas bittet, erlebt sie jemanden, der um sie weiß. Vielleicht kann sie erst jetzt hören – da sie doch zunächst die Gebende sein kann -, was sie so oft schon gehört hat: die Frage nach ihrem Leben. Ja, sie weiß um so viel Misslungenen, dem Heillosen in ihrer bisherigen Geschichte. Sie weiß und erfährt täglich, dass sie so zur Außenseiterin wurde, nicht zur Gemeinschaft derer gehört, denen man mit Wertschätzung begegnet. Doch nun trifft sie jemanden, der ihr Ausgegrenztsein überspringt und ihr eigenes Innerstes tritt zutage: ihr Durst, ihre Sehnsucht nach einem erfülltem Leben. Aber der Blick Jesu auf sie beschämt nicht, sondern lässt sie aufbrechen. Heilendem ist sie begegnet. Ihr Leben, das sich als fragwürdig und kaum geglückt darstellt, erfährt Wandlung. Das, was sie jetzt erlebt,

übersteigt das bisher Vertraute und Begreifbare und staunend ahnt sie in Jesus die Nähe ihres Gottes.

„*Ihm glaube ich Gott*“ lese ich in den „Spätsätzen“ von Kurt Marti.

Kann es sein, dass wir gerne die Welt - das heißt auch die Welt um uns - aufteilen: Hier die Hilfsbedürftigen und da die Helfer? Hier die Lebenstüchtigen und da die Schwachen? Hier die Kranken und da die Gesunden. In einer derart gedachten oder auch empfundenen „Ordnung“ begegnen Menschen einander, um zu helfen oder, um Hilfe zu erhalten. Hier die Gebenden, hier die Empfangenden. Wir müssen dabei nicht ausschließlich an Wohltätigkeitsveranstaltungen – oder sollte ich besser sagen „Charity-Events“ - denken. Sie haben ja auch etwas Beruhigendes, denn Irritationen bleiben aus und Sicherheiten werden nicht gestört. Niemand wird herausgefordert, auch wenn wir uns als sozial denkende Menschen empfinden. Unsere Welt steht – ja, sie steht.

Verkaufe dich gut. Sorge vor, dann brauchst du nicht die Hilfe anderer. Sei stark und unabhängig. Das ist die Empfehlung der Werbung, mancher Seminare und Gewinn bringender „Ratschlagliteratur“. Selbstversorger in allen Lebenslagen: Welch ein Ziel! Natürlich hat das seinen Preis. Und wir sind bereit, ihn zu zahlen. Vorausgesetzt, unser monatliches Einkommen erlaubt es uns und wir verzichten auf Begegnungen mit Menschen in „Augenhöhe“. Besser zu geben ohne sich etwas zu vergeben. Möglicherweise verzichten wir allerdings dabei auf eine Beziehungsqualität, die uns verändern könnte, die vielleicht in uns etwas heilen könnte, die uns - aus der Erfahrung des aufeinander Verwiesenseins - solidarischer werden lassen ließe.

Ich möchte hier eine kleine Geschichte erzählen – eine wahre Geschichte. Eine Frau wurde nach ihrem dritten Suizidversuch in ein Krankenhaus geliefert. Wieder einmal gelang es ihr nicht, auszusteigen aus ihrem Leben, das für sie ein einziges Misslingen war, ein Versagen und Schuldigwerden – auch gegenüber ihrer Tochter. 17 Jahre psychiatrischer Behandlungen, tägliches Schlucken von Psychopharmaka führten sie in die Selbstverachtung und Verzweiflung. Schwer verletzt lag sie nun im Krankenhaus – zu einem weiteren Suizidversuch nicht in der Lage. In den folgenden vier Monaten geschah jedoch Neues. Aus welchen Gründen auch immer, beschlossen die ÄrztInnen und Pflegenden den Versuch, die Frau anzunehmen: in ihrer Gesprächsverweigerung und ihrem Selbsthass. Wochen vergingen. Da begann sich langsam der leere Blick der Kranken zu verändern. Vorsichtig wagte sie hinzuschauen, auf das, was um sie geschah, Menschen in die Augen zu sehen. Zögerlich versuchte sie, sich einzulassen auf kurze Gespräche. Die Überzeugung, unwiderruflich nur scheitern zu können, bekam Sprünge. Wochen vergingen. Die Frau fing an zu erzählen: von früheren Zeiten, von ihren Eltern, ihren Erlebnissen und den so vielen Fehlentscheidungen. Wochen vergingen. Die Frau begann zu lachen: gemeinsam mit einem

Pfleger, einer Ärztin... Fünf Jahre sind vergangen. Die Frau hat überlebt – nein, sie hat begonnen zu leben. *„Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich eines Tages gerne lebe. Aber jetzt ist es so.“* Auf die Frage, was diese Wandlung möglich machte, antwortet sie: *„Damals, in diesen vier Monaten erfuhr ich, dass Menschen in mir mehr sahen als die Patientin. Mehr als eine Kranke, eine Selbstmörderin. Ich begann dieses Mehr selber zu verspüren: meine Sehnsucht nach Leben und begann zu hoffen.“*

Unsere Gesellschaft kennt viele kranke Menschen: Zahlen nennen uns eine Zunahme der Erkrankungen und der Krankenstände. Kranke leiden an Defiziten unterschiedlichster Art, sie leiden an der Störung eines Organs, der Psyche oder des gesamten Organismus. Leiden sind zu beheben oder zumindest zu lindern. Daran lässt unsere Gesellschaft (derzeit noch) keinen Zweifel. So sehr all diese Maßnahmen zu begrüßen sind, könnte es sein, dass da etwas nicht wahrgenommen wird, etwas, das die „Augenhöhe“ ermöglichen würde?

Gibt es nicht - in allem Gelingenden - auch eigenes „Kranksein“: Enttäuschte Erwartungen, unerfüllte Träume und ungestillte Sehnsüchte, fehlende Kräfte, Ängste, Versagen, Verletzungen unterschiedlichster Art? Dehydration – Kranksein durch Wassermangel – wem ist es fremd? Wer kann unseren Durst nach Leben, nach lebendigem Wasser löschen? Könnte es sein, dass vieles in unserer Gesellschaft ausgetrocknet ist: durch angestrengte Bemühungen um Leistung, Erfolg und eines erschöpfenden „Sich-Behaupten-Müssens“?

„Von vielen Krankenbesuchen gehe ich bereichert weg“, so sagen Frauen und Männer immer wieder. Bedeutet das nicht, dass Durstlöschendes auch der „ Hilfsbedürftige“ gibt. Um dies zu erfahren, müssen wir mehr als behandeln und betreuen, mehr als unsere Verschiedenheiten zu sichern. Wir brauchen einen Blick auf uns, in dem wir uns selbst erkennen als jemand, der immer wieder auch verwiesen ist auf die Erfahrungen und die Fähigkeiten anderer: Auch der Außenseiter, auch der Leidenden, der Pflegebedürftigen, der Kranken. Wir können danach suchen, indem wir sie besuchen: die Außenseiter, die Pflegebedürftigen, die Kranken. Dabei wird entscheidend sein, auf welchem Boden wir stehen. Ist es der Boden eines „Mitseins“, also ohne Gefälle einseitiger Abhängigkeiten? Ist es der Boden an einem Brunnen, den beide sich Begegnenden brauchen?

Christinnen und Christen begleitet nicht der Satz: *Ich war krank und ihr habt mich behandelt, betreut oder geheilt.* Nein, wir lesen in der Gerichtsrede bei Matthäus: *„ Ich war krank und ihr habt mich besucht.“* Ich gehe davon aus, dass hier nicht ein Besuchen gemeint ist, das in die Banalität der Höflichkeit oder gar einer herablassenden Großzügigkeit abgeleitet. Vielmehr finde ich darin eine Einladung und Aufforderung an mich, an unsere Gesellschaft – und damit auch der Kirche - uns als Suchende zu begegnen. Ein afrikanisches Sprichwort sagt: „Ein Bettler sagt dem anderen, wo es etwas zu essen gibt“. In der Sehnsucht nach Leben brauchen wir alle – krank oder gesund – Begegnungen, die unsere Kategorisierungen, Ordnungen und Souveränität, unsere „Latten“ beiseite stellen. Die Samariterin und Jesus,

zwei Menschen waren auf der Suche, fragten nach Wasser. In diese fragende Begegnung hinein wird Gott – vielleicht nicht erfahren – aber heilsam erahnt. An einem Brunnen fanden sich beide....

Ich glaube an Gott
aber ich weiß nicht -
Wer dringt denn
durch meine Latten
herein
lichtflüssiges Gottesnichts
über die Herdasche her
worinnen ich liege
wer ist es denn das
wer anders.

Silja Walter

TEXTE UND PSALMEN:

Ps 63: Gott, du mein Gott, dich suche ich
Ps 42: Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser
Gisela Dreher- Richels:

*Schicke mich aus
meinen Weg zu suchen.
Lass mir die Sehnsucht.
Hüt meinen Durst
und
schütze mich vor Sattwerden.
Mute mir zu,
dass ich
in deinen Plan
passen soll.
Gib nicht
nach
bis ich
wach bin
und
erkenne,
dass
alles
mir mangelt,
außer
dir.*

Anfragen und Rückmeldungen richten Sie bitte an:
Sozialreferat der Diözese Linz, Kapuzinerstr. 84, 4020 Linz, Tel. 0732/7610-3251
e-mail: sozialreferat@dioezese-linz.at
Weitere Sozialpredigten unter: www.dioezese-linz.at/sozialpredigten